

Das Leben im Wort

Nr. 19

* Unterhaltungsbeilage *

1932

ROMAN VON
LEONTINE VON WINTERFELD-PLATEN

Die letzte Kurve



3. Fortsetzung.
„Komm Herbert, jetzt haben wir beide geschlafen, du und ich — und es ist eine neue und frische Kraft über uns gekommen. Und neuer Mut für diesen grausamen Kampf um unser bißchen Leben. Ich helfe dir. Ich schaffe dir Geld. Hunderttausend Mark im Zeitraum von acht Tagen. Wenn ich mein Wort nicht einlösen kann, darfst du machen, was du willst. Aber bis dahin mußt du mir dein heiliges Wort geben, daß du dir nichts antust. Willst du das?“

Herbert Dbring sieht den anderen an. Dann schüttelt er langsam den Kopf.

„Ich verstehe dich nicht, Lars. Du bist doch nicht über Nacht irrsinnig geworden? Wo willst du denn Geld herbekommen in diesen Zeiten? Niemand hat mehr etwas. Selbst die Banken nicht.“

Lars haßt sich in den Arm des Freundes und hat seit langer Zeit wieder sein altes, liebes Schelmengesicht.

„Gedulde dich noch acht Tage, mein lieber Herbert, dann sollst du alles erfahren. Restlos. Wirst du so lange warten können? Wird sich alles bis dahin aufschieben lassen?“

„Ich will es tun, dir zur Liebe. Aber ich stehe vor einem Rätsel. Mache mir keine Dummheiten, Lars. Deine Phantasie geht oft mit dir durch. Dann verwechselst du Märchen und Wirklichkeit. In unserer Zeit gibt es aber keine Märchen mehr. Und Einbruchsdiebstähle sind zwecklos. Unsere Polizei ist zu sehr auf dem Posten.“

„Daß die Scherze, Herbert. Es ist mir heiliger Ernst mit dem, was ich sage. Also, ich habe dein Wort. Du unternimmst nichts, ehe nicht acht Tage herum sind. Und nun wollen wir beide ein Bad nehmen nach dieser bösen Nacht. Am liebsten eine eiskalte Dusche, die den Kopf wieder klar macht. Und dann gehen wir nach dem Hauptbahnhof und trinken dort eine Tasse schweren starken Kaffee. Danach habe ich Verlangen.“

„Aber Lars, die kannst du doch hier bekommen.“

„Du vergißt, mein Junge, daß die Sonne noch nicht aufgegangen ist und der Tag eben zu grauen beginnt. Hier im Hause schläft noch alles in süßer Ruh. Weshalb so früh Lärm machen und die Leute beunruhigen? Außerdem muß ich mit dem Frühzug nach Berlin. Da paßt es ausgezeichnet. Komm, Herbert, wir wollen uns frisch machen, und dann los!“

Nach einer kleinen Stunde saßen Herbert Dbring und Lars Eiksen im Wartesaal des Großen Hamburger Hauptbahnhofs. Jeder ein Männchen dampfenden, schweren Kaffees vor sich. O, wie das guttat! Denn im Wartesaal war es noch kühl und ungemütlich. Die Lampen brannten, denn von der See her stand dichter Nebel über der Stadt.

„Mein Zug geht in einer halben Stunde. Du wirst bald von mir hören, Herbert. Grüble nicht und habe Geduld. Ich lasse dich nicht im Stich. Du hast mein Wort.“

Auf den Bahnsteigen stutet der Menschenstrom hin und her. Wie ein großes, ewig brandendes, nie ruhendes Meer. Wo kommen sie alle her? Wo wollen sie hin? Und jeder hat seinen Weg, seine Sehnsucht. Und jeder ist eine große, ruhelose Welt für sich. Sie gehen langsam durch die Sperre, sie haben noch Zeit. Lars Eiksen reckt sich. Seine Augen brennen heiß. Und

seine Seele singt: „O du heiliges, flutendes Menschenleben! Wann wirst du jemals Herr werden all deiner Not und all deiner Ohnmacht? O du wilde, ungebundene Freiheit! Wie lange bist du noch mein?“

*

Anka Dbring und Brita kommen aus der Großen Oper zurück. Um sie her stutet das Nachtleben von Paris. Gellend schreien Zeitungsverkäufer an den Straßenecken. Bunte Lichtreklamen flammen ausjudend gegen den nächtlichen Himmel. Aus den hellerleuchteten Kaffees tönt schreiende Jazzmusik. Anka und Brita gehen zu Fuß in ihr Hotel zurück. Sie wollen dies nächtliche Leben auf den Straßen einmal so recht genießen und beobachten. Es ist sehr spät, als sie endlich in ihrem Hotel in der Rue de Rivoli anlangen. Wie ein schwerer Koloss wuchten die dunklen Umrisse des Louvre herüber. Sie haben den ganzen Vormittag dort verbracht, und Brita ist entzückt von den alten und neuen Kunstschätzen, den Skulpturen und Gemälden. Als sie unten in ihrem Hotel an der Portierloge vorüberkommen, fragt Anka nach angekommener Post. Es ist aber nichts da. Ein Schatten von Mißmut fliegt über ihr feines Gesicht, als sie im Lift nach oben fahren. Sie bewohnen zwei Zimmer dicht nebeneinander, die durch eine Tür verbunden sind. Sie haben bereits unterwegs zu Abend gegessen. Aber Brita kann noch nicht schlafen. Sie muß noch ein wenig mit der Freundin schwätzen. Alle die großen, neuen Eindrücke wirken zu stark auf ihr empfindliches Gemüt. Sie kann sie nicht so schnell verarbeiten wie Anka, die das alles gewohnt ist. Jetzt hat sie sich in ihrem blauen, wattierten Frisiermantel an der Kamin gesetzt, in einen der tiefen, bequemen Sessel. Die schönen blonden Zöpfe hängen ihr gelöst über die Schultern, und sie beginnt langsam ihr Haar zubürsten. Anka steht in der offenen Balkontür, die Zigarette zwischen den Lippen. Die Unnützkaste ist immer noch steil zwischen den hohen, schwarzen Augenbrauen.

„Ich begreife Herbert einfach nicht, daß er so gar nichts von sich hören läßt. Ich erwartete bestimmt heute abend Post vorzufinden. Hatte eigentlich gedacht, er würde selber uns hier entgegenkommen, wie er erst versprochen.“

„Er wird viel Arbeit haben, Anka, da findet er keine Zeit zum Reisen. Vielleicht ist auch ein Brief verlorengegangen?“

Anka zuckt die Schultern und schließt die Tür zum Balkon. Sie ist noch in der leichten Abendtoilette von der Oper her und friert. Langsam kommt sie an den Kamin und wärmt sich die langen, schmalen Hände.

„Ich hätte nie heiraten sollen“, sagt sie leise, „es war sehr töricht von mir. Vielleicht lockte mich Herbert Dbrings Reichtum. Und dann wollte ich wohl auch Eiksens Liebesbeteuerungen entgegen. Du weißt, wir waren an derselben Bühne. Ich wurde damals gefeiert und trennte mich nur schwer von meiner Kunst, die ich so über alles liebte.“

Anka Dbring setzt sich in den kleinen, tiefen Sessel, Brita gegenüber. Sie zündet sich eine neue Zigarette an und lehnt sich weit zurück. Die roten Flammen des Kaminsfeuers werfen unruhige, zuckende Lichter über ihr helles Abendkleid, ihre bronzefarbene, südländische Haut. Ihre dunklen Augen starren

verträumt und abwesend in die Flammen. Brita unterbricht sie nicht. Sie weiß, wie verschlossen Anka im Grunde ist. Und daß es oft schwer ist, sie zum Reden zu bringen. Besonders über innere Dinge. So bürtet Brita ihre langen, blonden Haare ganz langsam weiter und hört nur zu. Anka fährt sich mit der Linken über die hohe Stirn, und ihr Gesicht ist traurig.

„Es liegt wohl vom Theater her so in mir, daß ich immer nach Außergewöhnlichem suchte. Ich wollte immer etwas Besonderes. Eigentlich sollte der Mann, den ich einmal heiratete, ein Held sein. Kein Alltagsmensch. Es sollte einer sein, der alles daran gab um der Liebe willen. Ich hatte gedacht, Herbert Dbring sei ein solcher Mann. Weil er mich trotz der Warnungen seiner alten Mutter heiratete. Frisch von der Bühne weg. Für einen Hamburger Großkaufmann auch ein Entschluß. Weil unsere Kreise so absolut verschieden waren. Unsere Auffassungen und Ansichten. Es ist ja wunderbarerweise bis jetzt alles gut gegangen.

Er läßt mich schalten und walten, wie es mir beliebt. Er redet mir nie hinein in meinen Kram. Er bestaunt mich, wie man ein schönes Bild, ein kaltes Kunstwerk bestaunt. Aber ich weiß nicht, ob das die richtige Liebe ist.“

Brita hat ganz still zugehört. Das rosigte Gesicht hält sie gesenkt. Langsam fließt sie das lange, goldblonde Haar in zwei schwere Zöpfe. Nach einer Pause, während Anka immer noch schweigt, sagt sie leise: „Wenn Herbert dich nicht liebte, hätte er dich doch gar nicht geheiratet. Er in seiner Stellung hatte doch Auswahl genug.“

Anka nickt.

„Wir lieben wohl in dem andern das, was unsere Sehnsucht in ihm finden möchte. Und ich fürchte, Herbert hat sich schwer getäuscht in mir. Er ist mir zu gut, um es mich merken zu lassen. Aber ich fühle es. Meine Larve hatte ihn wohl geblendet. Nun dachte er, innen müßte es ebenso sein. Oder er hoffte, ich würde mich ihm mit der Zeit mehr anpassen. Er tut mir oft so leid, weil er sich getäuscht hat.“

Brita hat ihre Zöpfe zu Ende geflochten und blickt nun gedankenvoll zur Freundin hinüber.

„Du bist so wahr, Anka. Und die meisten verkennen dich, weil sie dein Inneres nicht kennen.“

Als Anka nichts erwidert, beugt sich Brita ein wenig vor. Ihre blauen Augen sind tief und fragend.

„Hast du Herbert eigentlich lieb, Anka?“

Die schöne, dunkelhaarige Frau nimmt den blonden Kopf der jungen Freundin in beide Hände. Eine große Güte ist in ihrem strengen, sonst so herben Gesicht.

„Ihr Zungen fragt das so rasch und spielend, als meintet ihr, man könne auch ebenso schnell eine Antwort darauf geben. Und man kann euch diese Frage doch weder mit ja noch mit nein beantworten.“

Sie läßt ihre schönen Hände langsam niedergleiten an beiden Seiten von Britas blondem Haar. Dann lehnt sie sich wieder in ihren Sessel zurück und greift nach einer neuen Zigarette.

„Ich habe Herbert lieb, gewiß. Aber wie einen Freund, einen Bruder vielleicht. Nicht wie den Mann, dem ich mein ganzes Sein und Wesen opfern könnte. Manchmal ertappe ich mich sogar dabei, daß ich ihn bemitleide. Weil er so ganz in seiner Arbeit aufgeht. Weil er so gar nichts Großes, Hinreichendes hat.“

Brita legt den Kopf ein wenig auf die Seite, als dächte sie nach. „Vielleicht hat er auch Sorgen, Anka. Und Sorgen machen kleinlich und bedrückt. So daß er für große Dinge keinen Raum mehr hat in seiner Seele.“ Sie schweigt sekundenlang.

„Was heißt überhaupt groß, Anka? Ich meine, ein arbeitsreiches Leben in steter, treuer Pflichterfüllung ist vielleicht ebenso groß wie eine jähe, heldenhafte Tat, die im Impuls geschah, in der Begeisterung einer begnadeten Stunde.“

Anka sieht die andere nachdenklich an. „Herbert hätte eine Frau haben müssen, die häuslich, lieb und anschniegfam ist. Alles das bin ich nicht. Er hat eine weiche Natur. Ich bin wohl zu hart, zu selbstsicher und egoistisch für ihn. Ich glaube, du hättest besser zu ihm gepaßt, Brita.“

„Ich? Mich hat er doch niemals angesehen. Aber ich bin müde, Anka. Wir wollen schlafen gehen. Es muß schon sehr spät sein.“

Sie küßt die Eizenbleibende auf die Stirn und geht leise nebenan in ihr Zimmer.

Anka bleibt noch lange vor dem glimmenden Kaminfeuer und starrt grübelnd in die Glut. Brita hat die Tür zwischen ihnen geschlossen und ist schnell zu Bett gegangen. Aber sie liegt noch lange wach. Und ihr Kopfstirn ist noch von heißen Tränen. Ach, warum mußte Anka das sagen? Wachte sie nicht alte, wehe Gedanken, die Brita längst begraben glaubte?

Als sie vor Jahren in ihren jüngsten Mädchentagen Herbert Dbring zum ersten Male begegnete. Das war bei seiner Mutter gewesen, die sehr befreundet mit der ibrigen war. Die alte Frau Dbring hatte das frische, blonde Mädchen sehr in ihr Herz geschlossen und brachte sie oft mit ihrem Sohn zusammen. Und Brita verstand sich gut mit dem ersten, arbeitsüberhäuften Mann. Sie lernte ihn sehr schätzen, und als er sich dann mit Anka verlobte, meßte sie zu ihrem Schrecken und Entsetzen, wie nahe ihr das ging. Sie gönnte ihrer Freundin das Glück und trat

bescheiden in den Hintergrund. Es war ja auch so begreiflich von ihm, denn war nicht Anka viel bedeutender, blühender und schöner als sie? Aber es hatte weh getan. Und noch heute hatte Brita zu kämpfen, um niemand hineinschauen zu lassen in die tiefsten Tiefen ihrer Seele. Denn sie liebte Herbert Dbring noch immer. Aber sie ging ihm aus dem Wege, wo sie nur konnte. Denn die Ehe einer anderen war ihr heilig, und sie hätte niemals mit Gefühlen gespielt und getändelt, über deren Vorhandensein und ungeminderte Stärke sie sich selber gränzte und schämte. Sie hatte immer geglaubt, Anka wäre glücklich und liebte ihren Mann. Nun war sie tief betroffen von den Worten der anderen heute abend. Sie wußte nicht recht, wie sie sich dazu stellen sollte, und sie war traurig, daß diese beiden, die sie so sehr liebte und verehrte, nicht so zueinander standen, wie sie es immer geglaubt hatte.

Unten auf der Rue de Rivoli wurde es stiller und dunkler. Mitternacht war längst vorüber. Da schlief auch Brita endlich ein. —

Anka hat ihre Pariser Reise vor der Zeit abgebrochen. Sie hat eine so große Unruhe, die sie sich nicht erklären kann. Nun wollen sie über München—Berlin nach Hause fahren. In München machen sie einen Tag Station, um sich ein wenig auszuruhen. An einem klaren, sonnigen Herbstmorgen stehen sie reisegerüstet auf dem Münchener Hauptbahnhof. (Fortf. folgt.)

Frühmorgen... / Von H. Heise

Ein Strahlentranz von Gold umloht die Schären,
Rotflammend taucht die Sonne aus dem Sund,
mit Rosenhauch den Morgen zu verklären,
und spiegelt purpurn sich im Meergrund.

Der Frühwind wirft sich in die Buchenkrone
und springt frohlockend in den Silberbach.
Er weckt die Vögel, die im Baumthron wohnen,
küßt übermütig alle Schläfer wach. —

Und dir entgegen ruft aus Blütenwegen
den Morgengruß ein roter Mädchenmund. —
Der Tag bricht an! Und kommt mit lauter Segen!..
— Die Sonne schüttet Feuer in den Sund. —

Patienten

Skizze von Christel Broehl-Delhaes

Fräulein Doktor Marga Dorn stand einmal wieder vor dem Hause des früh verwitweten Oberlehrers am Mädchenlyzeum, Doktor Beudel, und drückte auf den Schellenknopf. Eine mürrisch aussehende Haushälterin öffnete.

„Klein-Gerd erkrankt? Was fehlt ihm denn schon wieder?“

„Was soll ihm fehlen?“ gab mürrisch die Frau Bescheid. „Der Herr Doktor ist auch 'n bißchen überängstlich mit dem Jungen.“

Im ersten Stock ging schon eine Tür. Die Alte verzog sich achselzuckend und Doktor Marga Dorn eilte die Treppen hinauf. Doktor Beudel stand schon am Treppenausgang.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Fräulein Doktor. Was ich eine Angst ausgestanden habe — — — Sehen Sie sich bloß das Kind an! Wachsbleich und ganz apathisch.“

Ersichtlich besorgt schritt Marga Dorn nach kurzem, herzlichem Gruß an Beudel vorbei und in das Zimmer des kleinen Patienten hinein.

„Nun, mein Schatz?“ Bei der liebevollen, frischen Anrede überließ ein Leuchten das totenblasse Kindergesichtchen. Fräulein Doktor war da, die machte alles wieder gut.

Fräulein Doktor begab sich an eine gründliche Untersuchung. Als sie an das kleine Bäcklein kam, geriet sie an des Uebels Wurzel.

„Ueberessen!“ stellte sie fest. „Gründlich den Magen verdorben. Was hat er denn gegessen, der arme Bub?“

Doktor Beudel mit seinen hochgezogenen Schultern und herabhängenden Armen, die so recht sein Unvermögen ausdrückten, antwortete hilflos: „Ja, was wird er gegessen haben? Ich komme da nicht dahinter. Frau Schmeinz jagt es nicht und schweigt verstockt, und Gerd — —“

Aber die Mütterlichkeit in der Frau schmeichete schon: „Büßchen wird es doch Tante Doktor jagen, was es gefuttert hat, gelt?“ „Biel Schokolade und Mätschen und dann Milche, hau, lecker — —“ „Und davon hat mein Bub Bäckleinweh bekommen“, rügte Tante Doktor und erhob sich ernst.

„Da haben Sie es: immer wieder falsche Ernährung. Man wird Ihnen das Kind noch zugrunde richten.“ Sie sah den Doktor ernst und bittern an. „Bringen Sie das Opfer! Tun Sie es um des Kindes willen: geben Sie ihn in ein gut geleitetes Kinderheim, wo tüchtige und sorgsam bedachte Schwestern für sein leibliches und seelisches Heil sorgen!“

„Von dem Kind trennen? Niemals!“ Doktor Beudel suchte irgendwo mit den blassen Gelehrtenhänden durch die Luft. „Wo für soll ich denn noch nach Hause kommen, wenn nicht für das Kind? Was zieht mich denn hier noch an, wenn nicht das Kind?“

Marga Dorn wandte sich ernstlich betrübt ab. „Also Selbstmord! Sie wären es dem Kinde schuldig, es in andere Umgebung zu bringen.“

Er sentte sein blaßes Gesicht zu Boden. Aber seine Stimme kam klar und beschwörend, um Entschuldigung für sein Tun bittern: „Sie wissen nicht, wie einsam ich bin, wie ich meine Frau entbehre, überhaupt die glütige, mütterlich sorgende, für uns schaffende Frau. Warum findet man sie nicht unter bezahlten Kräften? Ich würde ihr jede Handreichung doppelt und dreifach aufwiegen, aber man findet sie nicht.“ — „Weil man mit dem Herzen gewährte Dinge

nicht mit Geld bezahlen kann, Doktor Beudel,“ antwortete Marga verschlossen. „Vielleicht heiraten Sie wieder!“

„Wenn eine meinem Kinde in erster Linie warmherzige Mutter werden könnte — — dann vielleicht — — aber auch das ist so selten — —“. Marga Dorn gab ihre Anordnungen, küßte das blaße Gesichtchen des kleinen, verkümmerten Gerd und ging traurigen Herzens ihrem ärztlichen Beruf weiter nach.

Der kleine Gerd Beudel war in Marga Dorns junger Praxis ihr häufigster Patient. Jeden Augenblick hatte der kleine Kerl etwas anderes: eine Mandelentzündung, ein Kinderfieber, einen bösen Fnger oder anderes. Manchmal waren es alltägliche Erkrankungen, die eine umsichtige Mutter selbst hätte heilen können, wenn Gerd Beudel eine solche besessen hätte. Aber das war es ja eben: er hatte keine und war der Willkür ewig wechselnder und immer wieder anders behandelnder, weiblicher Dienstpersonen ausgeliefert, die mehr oder weniger zu Doktor Beudels Unzufriedenheit den arg verkommenen Haushalt des jungen Oberlehrers führten. Daß jede den zarten Jungen anders pflegte und gewöhnte, war begreiflich und so führte das geliebte Kind eines wohlhabenden Vaters kein beneidenswertes Dasein. In dieses Chaos eines ohne jedes vernünftige System geleiteten Hauswesens war Marga Dorn zum ersten mal vor zwei Jahren gerufen worden. Seitdem hatte sie erkannt, daß ihre eingreifende Hand diesem Hause nicht nur in Krankheitsfällen zugute kam. Das Kind aus wohlhabendem Hause brauchte die „Tante Doktor“ genau so dringend und nötig wie die Kinder der Glendquartiere, die Marga unentgeltlich behandelte. Gewiß, Marga war auch gezwungen, auf Doktor Beudels Honorierung ihrer ärztlichen Bemühungen zu sehen, wenn sie auch dem kleinen Gerd unzählige, nur freundschaftliche Besuche machte. Zu viele Frauen und Kinder mußten umsonst behandelt werden, weil sie einfach nicht in der Lage waren, etwas zu zahlen. Fräulein Doktor Dorn mußte aber doch auch leben, die Miete für die Praxisräume aufbringen, Medikamente und Verbandstoffe beschaffen. Die Armut war so groß und von ihrer selbstlosen Hilfe an den Armen wurde Marga Dorn nicht reich. Eltern und Verwandte rieten ihr daher dringend, dort wegzuziehen und an einem besseren Ort ihr Glück zu versuchen. Obwohl Marga den praktischen Rat nicht verkennen und auch die Hilfe ihrer alten Eltern zu ihrem Unterhalt nicht verlangen durfte, zögerte Marga immer wieder.

Der Gedanke an ihre kleinen hilflosen Patienten, die sie verlassen sollte, zog ihr das Herz zusammen, und es war vornehmlich der kleine Beudel, an dem ihr mütterliches Herz zärtlich hing. Wer sollte denn nach dem armen Kerlchen schauen, wenn sie weg war? Sie würden ihn noch zu Tode behandeln, die fremden, kaltherzigen, bezahlten Kräfte. Als darum Doktor Marga Dorn mit zitternden Knien die Treppe zu Gerds Spielzimmer hinaufstieg, um auch hier Abschied zu nehmen, gebrochte sie nur widerstrebend einer bitteren Notwendigkeit.

„Die Doktors ist oben!“ sagte Beudels neueste Haushälterin mit verbissener Wut. Sie haßte Marga, die ihr gelegentlich derb auf die unzuverlässigen Finger schaute.

„Gerd doch nicht krank?“ fragte Beudel mit einer an ewige Ueberraschungen und Schrecken gewöhnten, sorgedollen Stimme,

„Ne, im Gegenteil: die Doktors will sich nur verabschieden, wie sie gesagt hat — —“

Verabschieden? Beudel ging langsam die Treppe hinauf; er mußte das unverständliche Wort erst in seine Bestandteile und dann auf seine Ursachen hin zerlegen. Verabschieden? Was sollte denn das heißen? Leise klinkte er die Tür zum Wohnzimmer auf. Da hochte wahrhaftig das erwachsene, kluge und gelehrte Fräulein Doktor auf dem Teppich und balgte sich mit einem wilden, jauchzenden Blondkopf herum, der vor Wonne rote Backen bekommen hatte. Nun nahm sie gar den ganzen, strampelnden Bengel in ihre Arme, küßte ihn, wo sie gerade hintraf, und sagte es hervorgetoßen und zitternd: „Laf es dir gutgehen, mein süßer, goldiger Herzensbub, du — — Von dir fällt mir der Abschied doch am schwersten.“ „Abschied? Was heißt hier Abschied?“ mischte sich Beudel plötzlich ein.

Fräulein Doktor Dorn schnellte hoch und strich das zerfütterte Kleid glatt. „Ja, Doktor Beudel, es ist wahr. Ich gehe nun wirklich. Meine Praxis hier gebe ich auf — — dem Wunsch meiner Eltern folgend — — es geht nicht mehr, daß — —“

Es kam wohl von seinen entsetzten, sie bestürmenden Blicken her, daß sie stotterte.

„Sie haben doch eine umfangreiche Praxis hier,“ wehrte er ihren Worten. „Sie besitzen viel Vertrauen; man hört es allgemein. Sie können etwas. Ihre Diagnosen sind unbedingt sicher. Warum wollen Sie denn weg?“

Sie lächelte wehmütig zu seinen Einwänden. „Es ist sicher keine Laune,“ gab sie offen zu, „ich muß mich lösen. Sehen Sie, ich bin doch zu alt, meinen Eltern auf der Tasche zu liegen, aber ich muß doch auch leben. Die „umfangreiche Praxis“ hat zu achtzig Prozent zahlungsunfähige Patienten. Wovon soll ich denn existieren? Zur Krankenkasse bin ich noch nicht zugelassen und ich kann nicht mehr abwarten.“ Er schwieg und entgegnete mit keiner Silbe ihrem mit so erschütternder Einfachheit gemachten Geständnis — — Sie hatte ja recht, sie mußte sich ein besseres Leben suchen. Niemand konnte ihr das übelnehmen. Und doch? Wie sollte es denn hier gehen ohne ihre Hilfe?

Er ließ sich die Hand geben und hörte von ihrem Mund das letzte Ab. Es tat ihm weh bis ins Innerste, aber er unternahm nichts dagegen, diesen Schmerz zu verhindern. Er sah, wie Marga sich noch einmal zu dem Kinde bückte. Als sie sich aufrichtete, standen Tränen in ihren Augen. Sie ging bis zur Tür und Beudel stand mitten im Zimmer, steif wie ein Stod, mit jagenden Gedanken hinter unbewegter Stirn. Doch als sie die Klinke in die Hand nahm und die Tür öffnen wollte, erreichte er sie mit zwei Säßen, nahm sie bei den Armen und hielt sie fest.

„Sie wollen doch nicht wirklich gehen?“ stieß er hervor. „Das ist doch ein Unding. Wir können Sie gar nicht entbehren, Sie müssen doch da sein, nicht?“ Und plötzlich, da er das sympathische, seit langem liebvertraute Gesicht so nah vor sich sah, küßte er sie stürmisch und wie erlöst aus seiner Hilflosigkeit. „Weiß bei uns, Marga, als Ärztin für deine Armen und als Mutter beim Gerd!“ Vielleicht gewinnst du mich dann auch ein bißchen lieb, so lieb wie deine Patienten. Ich bin doch auch Dein — Patient!“ „Das habe ich schon jetzt!“ sagte Marga Dorn leise und wehrte sich gar nicht vor einer neuerlichen Umarmung.

Mit runden Augen sah der kleine Junge auf dem Teppich und betrachtete seine beiden liebsten Menschen, Vati und die Tante Doktor, und in seinem Kinderblick stand ein sehr zufriedenes Blinken.

Aus Berlin kann nix Gutes kommen!

Von Paul Lindenberg.

Im blauen Salon des Schönbrunner Schlosses schreitet Maria Theresia erregt auf und ab. Die spitzen Stöckelabsätze ihrer samtigen Schuhe klappern auf dem glänzenden Parkett, die Seide des aufgebauhten Reifrockes knistert leise, ein feiner Puderstaub fliegt von dem hohen Haarputz, sie vermeidet, was sie sonst so gern tut, in den hohen Spiegel zu schauen, wenn sie vorüber wandert, ihre Wangen sind gerötet. Am Schreibtisch, der mit Schriftstücken bedeckt ist, steht ihre vertraute Hofmeisterin von Fuchs, die mit besorgten Blicken das Hin- und Herwandern ihrer Gebieterin verfolgt, die heute ihre sonstige behagliche Gelassenheit völlig vermiffen läßt.

„Wo hat er's doch ausspioniert, dieser Herr Habenicht's,“ ruft die Kaiserin aus und schlägt mit der schmalen Hand auf ein zierliches vergoldetes Tischchen, daß die darauf stehende Blumenvase ins Schwanken gerät. „Ich könnt' mich zu Tode giften über diesen Monsieur von Preußen, der nun wieder zuvorkommen will. Haha, mit diesem sauberen Herrn wollte mich mein Herr Vater verbinden, dem sollte ich mich vermählen lassen! Das wär' eine schöne Geschichte geworden! Und wir haben ihn gerettet, wir, als das saubere Herrchen ausreifen wollte und erwischt wurde! Unser Graf Sedendorf war's, der seinen mit Recht ergrimmteten Vater vom Erschießen des Sohnes abhielt. Und dann bekamen wir die Versicherung — mein schönes Schlesien, Sächsen, Schlefien! Aber noch ist's nicht aller Tage Abend — ich muß es wieder bekommen, ich muß es!“

Es klopfte, ein Offizier trat ein, die Füße zusammenschlagend, daß die Sporen klirrten.

„Was will er?“ fragt die Kaiserin unmutig. Dann etwas freundlicher: „Ah, Graf Hadick, was bringen Sie uns?“

„Melde untertänigst, Ew. Majestät, daß soeben eine Staffette aus Berlin eingetroffen ist: Der König von Preußen hat die sächsische Grenze überschritten und soll bereits Dresden genommen haben!“

„Da haben wir's,“ zürnt die Kaiserin, „da ist er uns doch zuvorgekommen, der vielgerühmte Philosoph von Sanssouci! Aber er versteht sein Handwerk. Diesmal soll's ihm jedoch nicht gelingen, uns ein Paroli zu bieten!“

„Nein, Majestät,“ rief blitzenden Auges der Graf, „wir werden den Ruhm der alten österreichischen Waffen auffrischen, der König soll wissen...“

„Ja, ja, wir wissen, mein Herr Oberst Mollwitz und Chotutzky — Sie waren ja auch dabei? Hohenfriedberg und Kesselsdorf, nicht wahr, diese Namen klingen Ihnen unangenehm in die Ohren?“

„Majestät, das Schlachtenglück...“

„Ah, Schlachtenglück, sorgen Sie lieber für Ordnung, für gute Waffen, für Verpflegung, für den Geist der Truppen, nehmen Sie sich ein Beispiel an dem preußischen Monsieur. Und nun Gott beschlohen! Lassen Sie uns bald willkommene Nachrichten zugehen und“ — sie lachte spöttisch — „bringen Sie mir ein hübsches Cadeau aus Berlin mit — aber, was sage ich, aus Berlin kann doch nix Gutes kommen!“

*

Der 16. Oktober 1757. Fröhlich lachte die herbstliche Sonntagssonne auf Berlin herab. Allerhand Meldungen, daß die Desterreicher naheten, schwirrten umher. Jedem Gerücht war ja aber Tür und Tor offen, die Zeitungen dursteten nichts über die kriegerischen Ereignisse bringen, die Stadt war gut geschützt mit Wällen, Mauern und Löwen, der Gouverneur, General von Kochow, hatte einige Bataillone zur Verfügung. In den gefüllten Kirchen betete man für neue Siege des Königs, in den Wirtschaften wurde politisiert, die Knaben, Fächchen in der Hand, Holzstäbel im Gurt, papierne Grenadiermützen auf dem Kopf, sangen lustig:

„Und klopfet der Alte Friße nur Auf seine Lederhosen,

So läuft das ganze Lumpenpaß: Panduren und Franzosen!“

Da, was ist das? Bum, bum, bum — Kanonendonner? Irrt man sich nicht? Und nun Flintengeknatter beim Schlesi-schen Tor. „Feinde, Feinde!“ Der Ruf hallt von Mund zu Mund. Rekruten, die in Privathäusern untergebracht sind, hasten zu den Kasernen, aus denen einzelne Trupps Soldaten stürmen. Zu spät! Schon jagen ungarische Husaren und Kroaten auf schnellen Pferden durch die Hof- und Breitestraße, und neben dem Klappen der Hufe hört man neues Schießen. Zur gleichen Zeit verläßt die Linden entlang ein Zug von Wagen, geleitet von General von Kochow, der die Königin eiligst nach Spandau bringt.

Zur Mittagsstunde ist die Stadt im Besitz der Desterreicher, ihr Befehlshaber, Oberst Graf Hadick, hat Sitz im Schloß genommen, von dort sendet er seine Offiziere zu dem im nahen Rathaus sammelten Magistrat, eine Kontribution zuerst von 500000 Talern fordernd, dann sich mit der Hälfte begnügend. Er mußte sich beugen, denn er wußte, daß er mit seinen paar tausend Mann und Reitern die Stadt nicht halten konnte, zumal er erfahren, daß der Alte Dessauer in Gilmarschen nahte. Schnell wurde ein Husar

abgefertigt, der dem Feldmarschall Daun in Wien die Meldung von der Einnahme Berlins bringen sollte, sie trug die Ueberschrift: „Innerhalb der Mauern Berlins, am 16. Okt. 1757.“ Und da besann sich der feste Reiterführer der höhnischen Worte seiner Kaiserin, er möchte ihr ein Cadeau aus Berlin mitbringen. Wahrhaftig, das wollte er tun!

Berlin war berühmt, die besten Glacé-Handschuhe, die damals sehr in Mode gekommen, herzustellen, dafür hatten die französischen Emigranten gesorgt. Schnell eine Erkundigung, wer der beste Handschuhmacher ist, es wird jener genannt, der für den Hof die Handschuhe liefert: Gottfried Leberecht Walter. Sofort muß er aufs Schloß und erhält den Auftrag, binnen 48 Stunden 24 Paar der feinsten Damen-Glacé-Handschuhe anzufertigen, nach dem ihm übergebenen Maß. Hadick hatte es von einem im Schloße vorgefundenen Bilde Maria Theresias, das noch aus der Zeit ihrer Verlobung mit dem preußischen Kronprinzen herstammte, abnehmen lassen. Der Meister kratzte sich hinter den Ohren, es wäre kaum möglich in der kurzen Frist, hatte doch auch er vom Nahen des Dessauers gehört, aber der härtebeizige Graf droht mit strenger Strafe, dabei auf die kraftvollen Panduren, die an der Tür stehen, weisend. Zur festgesetzten Zeit lieferte Walter die in einem mit dem Wappen Berlins geschmückten Ebenholzstächen verpackte fertige Ware ab und versicherte mit einem tiefen Bückling, der sein Orienent verberg, daß die Handschuhe gewiß der hohen Dame, für die sie bestimmt wären, gefallen würden.

Am Abend desselben Tages sind die Desterreicher verschwunden, wie ein Spuk. Wenige Stunden später erschallen Trommelwirbel und schmettern die Trompeten den Hohenfriedberger Marsch.

*

Der Winter war gekommen. Graf Hadick, zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, hält sich vorübergehend in Wien auf. Er bekommt eine Einladung zum Hofball. Die Kaiserin begrüßt ihre Gäste, sie bleibt vor dem Grafen stehen. Mit einem etwas merkwürdigen Lächeln sagt sie zu dem sich ehrfurchtsvoll Verneigenden: „Nun, mein Herr Graf, Sie haben mir ja ein charmantes Cadeau aus Berlin mitgebracht: die Handschuhe, die ich bekam, sind alle für die rechte Hand gemacht! Ich sag's ja immer: aus Berlin kann nix Gutes kommen!“ Sie neigt ein wenig das Haupt, spielt leibhaft mit dem Fächer und wendet sich von dem verdußten General den Nächststehenden zu.

Niebraer Anzeiger

Wöchentliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Niebra

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen: „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“

Schriftleitung: Wihl. Sauer in Kobleben.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauer'sche Buchdruckerei, Kobleben.

Anzeigen lösen: die 48 mm breite Millimeterzeile 6 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Kleinformat 20 Pf.

Bankkonten:
Stadtpostkasse Niebra — Bankverein Artern.

Nr 56

Dienstag, den 10. Mai 1932.

45. Jahrgang

Frankreich in Trauer

Staatspräsident Doumer ist Sonntag früh um 4.40 Uhr seinen schweren Verletzungen erlegen.
Auf den französischen Staatspräsidenten Doumer wurde ein Revolveranschlag verübt.

Als der Staatspräsident an der Eröffnung einer Ausstellung teilnahm, die am Schloß des Präsidenten im Schloss Schloß bei Reims stattfand, wurde er durch zwei französische Schützen ermordet.

Der deutsche Botschafter von Hoeß hat sich sofort nach dem Bekanntwerden des Anschlages auf den Staatspräsidenten ins Krankenhaus nach Beaujon begeben, um sich nach dem Befinden Doumers zu erkundigen.

Die Tat hat ein Opfer gefordert, das man wirklich nicht als eine Willkür der Feindschaft und des hinfälligen politischen Lebens ansehen darf.

Der ermordete Präsident war der Typ des französischen Parlamentarikers.

Der Anteilnahme mit der Deutschland und das deutsche Volk in diesen traurigen Stunden umgeben ist der notwendige politische Auseinandersetzungen mit dem französischen Volke fühlbar.

Die Leiche ins Schloß übergeführt.
Die Leiche des Präsidenten der Republik wurde um 5.15 Uhr in das Schloß Schloß übergeführt.

Zusammen, um sich mit der neuen Lage zu befassen.
Die großen Pariser Blätter veröffentlichten sämtlich Sonderausgaben, um den Tod des französischen Staatspräsidenten mitzuteilen.

Die Reichszugung begibt sich zur Notre-Dame-Kathedrale und von dort aus zum Rathaus, um die persönlichen Überreste des Präsidenten Aufnahme zu lassen.

Der Nationalvorbereitung legt sich aus dem Senat und der hiesigen Kammer zusammen. Vom Sonntag an wurde die Fahnen auf halbem Mast gesetzt.

Der Mörder im Verhör
Gurguloff wurde auf seinen Geisteszustand untersucht.

Im Auftrage des Reichspräsidenten begab sich Staatssekretär Reuther in die französische Botschaft, um dem Botschafter Francois-Poncet hinhindenburgs Beileid zum Tode Doumers auszudrücken.

Die Reichsregierung flaggt halbmaist.
Anfangs des Abends des französischen Staatspräsidenten Doumer haben das Reichspräsidentensamt, die Reichsanstalten, das Auswärtige Amt, die Presseverwaltungen des Auswärtigen Amtes und der Reichstag halbmaist flaggt.

Ans das französische Volk
Ein Aufruf Lardieux.
Paris, 9. Mai.

Ministerpräsident Lardieux hat nachstehenden Aufruf an das französische Volk gerichtet: „Der Präsident der Republik ist ermordet worden.“

Die Aufgaben in Genf
Deutschlands Forderungen. — Appell des Kanzlers an die Staatsminister.
Berlin, 9. Mai.

Der Berliner Verband der auswärtigen Presse veranfaßt eine politische Mitteilung, die durch ihren politischen Gehalt die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung erregen.

Begrüßung durch den Vorsitzenden des Berliner Verbandes der auswärtigen Presse, Dr. Thum, nahm

Reichszugung Dr. Brüning
Reichszugung Dr. Brüning
Das Wort Einleitend verwahrt er sich gegen die Interpretation, daß er geneigt sei, die Fühlung mit den deutschen Blättern über das normale und durch sachliche Mitteilungen gebotene Maß hinaus gesamtermaßen zu „rationieren“.

Das ist in gerade das Unglück des Westeuropäer-Vertrages, und der ihm nachgemodelten anderen Friedensverträge gewesen, daß man geglaubt hat, daß einzelne Länder sich alle Güte und Wertvolle dieser Erde sichern, sich sozusagen alles Glück verschaffen können, während dem Unterlegen nur das Unglück überlassen bleiben könnten.

Die Bedeutung der Währungsfrage
Die Währungsfrage ist in Genf einer Lösung entgegengeführt werden soll.

Die Währungsfrage ist in Genf einer Lösung entgegengeführt werden soll. Deutschland will nichts als die Gleichheit, als die Gleichheit des Aufwandes, der es in die Kategorie des jenseits milderer Rechts und auf den Stand der Wehrlosigkeit in einer Umgebung bis auf die Höhe hinauf bringt.



Wir können nicht mehr warten, weil die Wölfer nicht mehr warten wollen und nicht mehr warten werden!
Was uns nottut, ist nicht eine Nullifikation der Konferenz, sondern die beifällige, die ganze Zeit im Felde dieses Talents muß eintragen lassen, sonst wird es nicht zum Meilenstein des Lebens, sondern zum Wegweiser des Zusammenbruchs!